

Berufung in der Balance von objektiver und subjektiver Dimension

Ganz persönlich und kirchlich-konkret

Eva-Maria Faber, Chur

Die Lebensphase, in der ein Mensch entdeckt, was sich hinter dem Begriff Berufung verbirgt und welche Perspektive sich mit ihr für seine Lebensgeschichte auftut, ist eine spannende Phase. Da entdecken Menschen, dass sie, sie ganz persönlich, bei ihrem Namen gerufen sind. Damit zugleich geht ihnen auf, dass Gott etwas mit ihnen anfangen will. Es beginnt eine manchmal aufreibende und doch schöne Suche nach dem Weg, der diese Berufungsgeschichte konkretisiert.

Im Zuge solcher Konkretisierung treten zwei Aspekte von Berufung hervor und müssen ausbalanciert werden: die subjektive und die objektive Dimension. Gemeint ist auf der einen Seite die sehr persönliche Erfahrung des Berufen-Seins, aus der eine je unverwechselbare Geschichte der betreffenden Person mit Gott entspringt. Auf der anderen Seite steht die Herausforderung, die eigene Berufung in den gegebenen Rahmenbedingungen Gestalt finden zu lassen und das Persönliche in das größere Ganze einzubringen.

Die Bedeutung des subjektiven Pols

Berufungspastoral muss beiden Dimensionen Aufmerksamkeit schenken. Dies sei zuerst für den subjektiven Pol betont. Auch und gerade in einer Zeit der Individualisierung ist die Zusage „Du bist gemeint“ nicht überflüssig. Zwar ist – gefördert durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen – der subjektive Pol von Lebensgestaltung in der gegenwärtigen Lebenseinstellung deutlich akzentuiert, denn Menschen heute sehen sich unausweichlich vor die Notwendigkeit gestellt, ihr Leben selbst gestalten zu müssen. Der Wahlbiographie, zu der sie genötigt sind, fehlt jedoch gerade das Entscheidende der Berufungsgeschichte: die Erfahrung persönlichen Angerufenseins und die Freude, den eigenen Lebensweg als Antwort auf den Ruf Gottes zu gehen. Im heutigen Kontext gehört dieses Moment zum Unterscheidenden eines christlichen Lebensentwurfes und muss entsprechend hervorgehoben werden.

Gewiss bringen Menschen heute wenig Gespür für Verbindlichkeiten mit. Dies könnte dazu verleiten, umso mehr die notwendige „Verobjektivierung“ zu unterstreichen. Doch ist das Einschärfen von objektiven Maßgaben kein Heilmittel gegen subjektivistische Beliebigkeit. Die Kraft zur Verbindlichkeit entspringt weniger der Bindung an äußere Vorgaben denn einer Bindung von der innersten Personmitte her. Konsequenz und Beharrlichkeit auf dem eigenen Weg sind Frucht eines positiven „Nicht-Anders-Könnens“, nicht, weil es keine Alternativen gäbe, sondern infolge einer inneren Geradlinigkeit. Nach christlichem Verständnis erfährt solche Treue zu sich selbst und den eingegangenen Verpflichtungen eine dialogische Vertiefung. Im Angesicht des berufenden Gottes, der unvertretbar „mich“ zu diesem Weg ruft, ist das eigene unverkrümmte und ungeteilte Ja zu diesem Weg gefragt. Damit aber zeigt sich, dass gerade auch der Unwille oder die Unfähigkeit, sich in objektive Bindungen hineinzugeben, nach Stärkung des subjektiven Pols des Berufungsgeschehens verlangt. Falscher Subjektivismus kann nur durch die Arbeit an einem gesunden subjektiven Selbstverständnis geheilt werden.

Die Bedeutung des objektiven Pols

Auf der anderen Seite muss die Berufungspastoral aber natürlich auch für die objektive Dimension der christlichen Berufung sensibilisieren. Das beginnt mit dem Prozess, in dem ein Mensch versucht, den Willen Gottes für das eigene Leben zu erkennen: Hier ist die Bereitschaft verlangt, sich durch andere, erfahrene Menschen begleiten und die eigene Berufung durch für den jeweiligen Bereich zuständige Personen prüfen zu lassen. Zudem vermag die je persönliche Berufungsgeschichte allein in Ausrichtung auf eine objektive Gestalt, in der sich geistliche Erfahrung kristallisieren kann, zu ihrer ganzen Größe heranzuwachsen. Es bedarf eines stabilisierenden Rahmens, der dazu hilft, den eigenen Weg konsequent zu gehen. Vor allem aber ist zwar jeder Mensch um seiner selbst willen von Gott geliebt und angesprochen, doch ist er nicht allein für sich selbst in die Nachfolge gerufen. Christliche Berufung führt in eine Proexistenz hinein, die nur durch die Ausrichtung an den realen, gegebenen Verhältnissen und durch die Einordnung in die Sendungsgemeinschaft Kirche fruchtbar wird.

Die deutlichere Akzentuierung der objektiven Dimension im Bereich kirchlicher Berufungen

Das Ineinander von subjektiver und objektiver Dimension bestimmt jede Berufungsgeschichte: den Weg eines Menschen, der sich zur Ehe berufen weiß, ebenso wie den Weg dessen, der in sich das Charisma ärztlichen Sorgens für andere verspürt; Menschen, die den Weg der Gottsuche im gewöhnlichen Alltag, allein oder mit einem Partner gehen wollen, finden sich in dieser Spannung ebenso wie solche, die sich für einen kirchlichen Beruf entscheiden oder in einen Orden eintreten wollen. Allerdings tritt in dem zuletzt genannten explizit kirchlichen Bereich die objektive Dimension auf zweifache Weise deutlicher hervor.

Zum einen wird hier kirchlichen Instanzen ausdrücklich die Kompetenz zugesprochen, zu prüfen und anzuerkennen oder auch nicht anzuerkennen, was ein Mensch subjektiv als Richtung seiner Berufungsgeschichte erkannt hat. Bei der Berufung zu christlichem Engagement in weltlichen Bereichen sind es einfach die bestanden oder nicht bestanden Prüfungen oder der Ausgang von Bewerbungen, welche in die subjektiv gewählte Perspektive eingreifen – eine „Selektion“, die sich nicht ausdrücklich unter dem Aspekt „Prüfen der Berufung“ vollzieht. Dagegen ist eine solche bei kirchlichen Berufen eigens vorgesehen.

Zum anderen wird bei kirchlichen Berufen das Sich-Einfügen in kirchliche Ordnungsstrukturen ausdrücklich positiv als Teil der Berufungsgeschichte qualifiziert. Gibt es auch in weltlichen Bereichen Situationen, wo jemand sich im „Sachgehorsam“ neuen Gegebenheiten fügen muss, so gibt die Bereitschaft zu Verfügbarkeit und Gehorsam im kirchlichen Bereich Vorgesetzten die Möglichkeit, ein solches Sich-Einfügen ausdrücklich als Konsequenz einer Berufungsgeschichte einzufordern.

Die objektive Dimension von Berufung gehört somit im kirchlichen Bereich ausdrücklicher als in anderen Zusammenhängen zur Gesamtgestalt einer Berufungsgeschichte hinzu. Dies sei im Folgenden Anlass für einige Überlegungen zum Verhältnis von objektiver und subjektiver Dimension speziell bei den explizit kirchlichen Berufungen. Denn wenn die objektive Seite im kirchlichen Bereich stärker hervorgekehrt wird, muss hier auch besondere Sorge getragen werden, dass gleichwohl eine angemessene Verhältnisbestimmung zur subjektiven Dimension von Berufung aufrechterhalten wird.

Zusammengehörigkeit beider Dimensionen

Positiv gesehen gehören beide Dimensionen von Berufung zusammen. Im Idealfall entfaltet sich für eine Person in dem Maße, wie sie die eine Seite von Berufung entdeckt und ausfüllt, zugleich auch die Bedeutung der anderen Seite von Berufung. Die Spiritualität eines Ordens oder das geregelte Leben einer Gemeinschaft bildet einen gesunden Nährboden für die sehr persönliche Christusbeziehung. Die übertragene Aufgabe, mag sie auch anfangs nicht den eigenen Wunschvorstellungen entsprechen, erweist sich als Sendung, die in faszinierender Weise eigene Fähigkeiten und Charismen zum Zuge bringt. Ja, selbst die schmerzliche Konfrontation der subjektiv vernommenen Berufung mit objektiven Vorgaben (etwa im Falle einer auferlegten Verlängerung der Prüfungszeit oder bei definitiver Ablehnung) kann der Wahrheitsfindung auf dem eigenen Berufungsweg förderlich sein. Umgekehrt: Das Wachstum in der persönlichen Christusbeziehung macht es möglich, sich mit innerer Stärke auf womöglich schwierige objektive Gegebenheiten einzulassen. Jedenfalls bereichert das, was die Einzelnen als je persönliche Berufungsgeschichte leben, das Leben der Kirche.

Die Möglichkeit von Konflikten

Nicht immer jedoch sind Nachfolgewege durch eine solche gesunde Balance von subjektiv-persönlicher und objektiv-kirchlicher Seite gekennzeichnet. Im Prozess der Prüfung und Ausgestaltung von Berufungsgeschichten kann es zu Ungleichgewichten, Spannungen und Konflikten kommen. Im Idealfall reifen subjektive und objektive Seite der Berufung aneinander – was aber, wenn sie sich nicht in Übereinstimmung bringen lassen?

Man würde es sich zu einfach machen, wollte man davon ausgehen, dass die Vorsehung Gottes einen bleibenden Konflikt zwischen subjektiver und objektiver Dimension der Berufung nicht zulässt. Zu kurz gegriffen wäre es auch, ggf. allein eine schuldhafte Verweigerung der einzelnen Person zu konstatieren, die eine subjektiv erfahrene Berufung zu wenig auf das Ganze zu öffnen vermochte. Gewiss hat ein solcher Konflikt auch mit Schuld zu tun, doch wo diese genau liegt, ob beim Einzelnen oder bei der entsprechenden kirchlichen Gemeinschaft, ob in den Strukturen oder in noch anderen, etwa biographischen Konstellationen, dürfte oftmals schwer und selten einseitig festzumachen sein. Es geht im Folgenden nicht um Schuldzuweisungen, sondern um den Versuch, etwas Licht in solche Konfliktsituationen zu bringen.

Konflikte können sich vor allem in den zwei schon genannten Bereichen, in denen die Kirche in hohem Maße die objektive Seite von Berufung zur

Geltung bringt, ergeben, nämlich im Bereich der Prüfung von Berufungen im Eingangsbereich und im Bereich der Ausgestaltung von Berufungsgeschichte nach einer getroffenen Entscheidung.

Spannungsfelder im Eingangsbereich

Mit Recht stellen Ortskirchen und Ordensgemeinschaften im „*Eingangsbereich*“ hohe Anforderungen. Die Eignung von Kandidaten und Kandidatinnen wird sehr sorgsam geprüft. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Weil der ausdrückliche Dienst in der Kirche mit Verantwortung für Menschen verbunden ist, muss Sorge getragen werden, dass Menschen, die solche Verantwortung übernehmen, dazu auch fähig sind. Erfordert ist nicht zuletzt die Fähigkeit, die subjektiven Bedürfnisse und die je eigene Sicht der Dinge ggf. hintanstellen zu können, um den Anforderungen des Dienstes zu entsprechen. Wer dies nicht vermag, ist für einen kirchlichen Beruf nicht geeignet. Da gerade solche Personen auch wenig Verständnis dafür haben, dass ihre Berufung sich einer objektiven Prüfung unterziehen soll, sind hier Konflikte vorprogrammiert, die aber von den Verantwortlichen ausgehalten werden sollten.

Nicht zuletzt geht es im Prozess der kirchlichen Prüfung einer subjektiv vernommenen Berufung auch um den Schutz der Einzelnen. Im gegenwärtigen gesellschaftlichen Kontext ist es schwieriger geworden, als Priester zu bestehen oder den Weg der Ordensnachfolge durchzuhalten. Es bedarf dazu einer starken Persönlichkeit. Eine zurückgebliebene Menschwerdung oder Selbstwerdung aber kann nicht im Schnellverfahren nachgeholt werden. Wenn aus solchen Gründen das Scheitern eines Berufungsweges vorprogrammiert ist, wäre es ein Unrecht an den Betroffenen, sie zu verpflichtenden Bindungen und existentiell einfordernden Berufswegen zuzulassen.

Was aber bedeutet es, wenn Priesteramtskandidaten wegen mangelnder menschlicher Reife oder auch wegen zu schwacher intellektueller Begabung abgewiesen werden müssen, wenn der eingeschlagene Weg in den Orden von Seiten der Gemeinschaft beendet werden muss? Immerhin könnte die Einsicht, dass sich eine subjektive Wahl in allen Lebensbereichen mit objektiven Rahmenbedingungen konfrontieren lassen muss, für alle Beteiligten entlastend sein. Dass es „Selektion“ auch im weltlichen Bereich gibt, dispensiert die Kirche, welche für die objektiven Rahmenbedingungen von Berufungsgeschichten verantwortlich ist, allerdings nicht davon, mit den Berufungsgeschichten der Einzelnen sorgsam umzugehen. Ziel von Verantwortlichen darf es nicht nur sein, im eigenen Bereich geeigneten Nachwuchs zu finden, sondern den Suchenden zu helfen, jeweils ihren persönli-

chen Weg zu finden. So selbstverständlich dies ist, so unbequem ist der damit verbundene Anspruch. Denn gefordert ist dann vor allem, Menschen wahrhaftig zu begegnen und sie ohne Verschleierung mit der Wahrheit zu konfrontieren. Verantwortlichen in Orden und kirchlichen Institutionen ist der Mut abverlangt, abgewiesene Kandidaten und Kandidatinnen sehr ehrlich mit Gründen von Ablehnung zu konfrontieren und möglichst früh solche sich anbahnenden Entscheidungen vorzubereiten, indem regelmäßig die Punkte benannt werden, die gegen eine Eignung für eine Ordensgemeinschaft oder einen kirchlichen Beruf sprechen. Nur auf der Basis solcher Offenheit sind den Einzelnen ihrerseits Lernprozesse möglich, die ihnen helfen, ihren Weg zu finden.

Die beschriebene Spannung zwischen objektiver und subjektiver Dimension im Eingangsbereich von kirchlichen Berufen lässt sich, darauf sei ausdrücklich hingewiesen, nicht geradlinig auf das einfache Gegenüber von subjektiver Perspektive der Einzelnen und Verobjektivierung durch kirchliche Instanzen zurückführen. Wenngleich junge Menschen eher ihre subjektive Sicht betonen, kann sich dies paradoxerweise doch zugleich damit verbinden, dass sie einseitig die objektiv bestimmte Lebensform anstreben, als dispensiere dies vom subjektiven Hören und Ausgestalten der eigenen Nachfolge. Eine solche Flucht in die vorgegebene Lebensgestalt ist jedoch letztlich Zeichen einer unreifen Berufungsgeschichte, in der eine gesunde Entscheidung für eine Lebensform noch nicht möglich ist.

Spannungsfelder auf dem Berufungsweg nach einer getroffenen Lebensentscheidung

Ein zweiter konflikthanfälliger Bereich betrifft die Gestalt eines *Berufungsweges nach einer getroffenen Lebensentscheidung* innerhalb einer Ordensgemeinschaft oder einer kirchlichen Institution. Was, wenn die übertragenen Aufgabenfelder sich permanent an der subjektiven Auffassung einer Person von ihren eigenen Charismen und der sich darin zeigenden Berufung reiben? Ich möchte hier zwei Beispiele anführen, die mir in den vergangenen Jahren häufiger begegnet sind und die fast schon so alltäglich sind, dass sie nicht mehr als „Konflikt“ registriert werden. Es gibt Laien im pastoralen Dienst, bei denen auf Grund ihrer subjektiv gefundenen Berufung und nicht selten auch auf Grund ihrer objektiv in Anspruch genommenen Charismen alles auf eine Berufung zum ordinierten Presbyter hinweist, die aber wegen der gegebenen Zulassungsbedingungen zum ordinierten Amt nicht ordiniert werden können. Es gibt andererseits Laien im pastoralen Dienst, die selbst entschieden einen spezifisch laikalen Dienst ausüben möchten, infolge des

Priestermangels jedoch ungefragt in presbyteriale Aufgaben hineingestellt werden. Ähnliche Spannungen zwischen subjektiver Einschätzung der geforderten Nachfolge und objektiver Einbindung ergeben sich häufig in Ordensgemeinschaften. Zumal Mangelsituationen veranlassen die Verantwortlichen dazu, Aufgaben mehr nach Bedarf als nach den Möglichkeiten und der Selbsteinschätzung Einzelner zu übertragen.

Zugleich verstärken sich gerade bei den pastoralen Berufen das Leiden an tatsächlichen Missständen und Fehlentscheidungen, allgemeine Kirchenmüdigkeit und eine Mentalität, die sich in den eigenen Lebensentwurf nicht hineinreden lassen will, gegenseitig und führen zu einem sehr grundsätzlichen Misstrauen gegenüber dem Ruf in neue Herausforderungen bzw. gegenüber den objektiven Anforderungen einer übertragenen Aufgabe.

Damit sind Spannungsfelder vorprogrammiert, Spannungsfelder, die sich als umso konfliktträchtiger erweisen, als die Gesellschaft heute dazu anleitet, die subjektive Selbstreflexion nicht ohne weiteres hintanzustellen. Ein Mensch, der von Kindheit an gelernt hat, nach Selbstverwirklichung zu streben, wird dieses Ideal zwar reinigen lassen müssen, wird aber die positiv zu wertende Sensibilität für die Unterscheidung, was zu ihm passt und was nicht, nicht ohne Schaden unterdrücken können.

Auch in diesem zweiten Bereich ist eine Balance von objektiver und subjektiver Dimension gefordert. Über ein ganzes Leben hinweg müssen Berufungsgeschichten von beiden Aspekten geprägt sein. So sind – dies spricht für die Bedeutung des objektiven Pols – die Einzelnen gerufen, nicht nach und nach wieder in eine letztlich nur noch von subjektiven Bedürfnissen geprägte Lebensgestaltung zurückzufallen. Die erwähnten Mangelsituationen sind auch Anruf an die Einzelnen, ggf. ihre persönliche Lebensperspektive hintanzustellen in dem Vertrauen, dass solches „Sterben“ im Engagement für das Leben der Kirche bzw. einer kirchlichen Gemeinschaft fruchtbar werden kann. Es ist und bleibt ein Kriterium subjektiver Nachfolge, dass Menschen bereit und gerade durch die je persönliche Gottesbeziehung auch fähig sind, sich auf einen Dienst einzulassen, der nicht der eigenen Wahl entspringt und eigene Optionen und Lebensplanungen durchkreuzt.

Diese Bereitschaft setzt die je persönliche Nachfolgebereitschaft voraus. Darum ist zu betonen, dass gerade auch in den Berufungsgeschichten nach einer getroffenen Entscheidung die subjektive Dimension von Berufung zu pflegen ist, wenn es nicht zu einem Sich-Einrichten in einer bestimmten Funktion (mit Vorbehalt gegenüber Veränderungen und neuen Anforderungen) kommen soll. Damit ist der Anspruch an die Einzelnen formuliert, die eigene Berufung so zu leben, dass die Hörweite zum rufenden Gott nicht verlassen wird. Zugleich sind aber auch die Kirche und die einzelnen Orden und Gemeinschaften gefordert, in ihren Strukturen Raum zu lassen für je

persönliche Berufungsgeschichten. Es wäre fatal, würde die Berufungspastoral in der „Orientierungsphase“ persönliche Suchbewegungen anleiten, die in der einmal gewählten Lebensform nicht mehr erwünscht oder jedenfalls kaum noch möglich sind.

Es ist in mehrfacher Hinsicht nicht gleichgültig, ob die je persönliche Seite einer Berufungsgeschichte wachgehalten wird. So könnte die Krise der Berufungspastoral auch an einer Krise der „Berufenen“ liegen, gemeint sind hier vor allem diejenigen, die im kirchlichen Bereich in irgendeiner Form amtlich tätig sind: Priester, Diakone, Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen, Ordensleute. Ist es nicht ihr (oft eingestandenes) Problem, dass sie ihre erste Liebe verlassen haben (Offb 2,4)? Dann aber fehlen die Funken, die überspringen könnten! Umgekehrt ist es wohlthuend zu spüren, wenn ältere Personen, die einen Weg der Nachfolge eingeschlagen haben, das Suchen, Hören und Lieben nicht verlernt haben – wenn da im Herzen noch dasselbe Feuer brennt wie in der ersten Zeit. Werden in unserer Kirche und ihren Lebensgestalten vielleicht die objektiven Gestaltformen auf Kosten des Ansporns zur subjektiv gelebten Nachfolge zu sehr betont? (So wie in unserer Kirche traditionell recht wenig nach der Weise gefragt wurde, wie Menschen ihren Glauben subjektiv leben!) Dass manche sich darüber in subjektiv bestimmte Nischen zurückziehen (was nicht gleichbedeutend ist mit der subjektiven Seite eines Berufungsweges), ist eine naheliegende, wenn auch nicht gutzuheiße Konsequenz. Als Korrektiv ist eine „Berufungspastoral“ über die erste Zeit angezeigt, die ermutigt, die Suche nach dem je persönlichen Weg auch im institutionellen Rahmen fortzusetzen. Zudem bedarf es mitten in diesen Institutionen Signale, die in die unvertretbare Nachfolge der Einzelnen hinein verweisen. Diese ist durch keine noch so perfekte Institution ersetzbar! Dem, was Einzelne aus ihrem je persönlichen Horchen auf den Geist erkennen, ist hohes Gewicht einzuräumen. In der Wirtschaft ist aus nicht-theologischen Gründen längst erkannt, dass es sich rentiert, die Einsichten und Anregungen der einzelnen Mitarbeiter aufzugreifen. In der Kirche gebietet sich diese Aufmerksamkeit für Einsichten und Anregungen der Einzelnen aus Respekt vor dem Berufungsweg des je einzelnen Menschen ebenso wie aus Sorge um das Wohlergehen der Kirche, die der Heilige Geist durch die Charismen der Einzelnen beschenken will. Wenn Menschen im heutigen gesellschaftlichen Kontext ein größeres Selbstbewusstsein oder – besser gesagt – eine höhere Sensibilität für die Stimmigkeit des eigenen Weges mitbringen und deswegen Vorgaben nicht ohne weiteres unbesehen schlucken, so dürfte dies der Kirche heilsam sein.

Konflikte

Subjektive und objektive Dimension von Berufungsgeschichten sind auszubalancieren – ein nicht immer leichtes Unterfangen, bei dem es auch zu ausgesprochenen Konflikten kommen kann. Welche „Regeln“ lassen sich für Konfliktsituationen finden? Die folgenden Überlegungen sind vornehmlich auf die Perspektive der betroffenen Personen hin formuliert, was nicht bedeutet, dass nicht auch Verantwortliche seitens der kirchlichen Instanzen oder in der Berufungspastoral zur Bewältigung solcher Konflikte beizutragen haben.

Wer in einem Konflikt zwischen subjektiv verspürter Berufung und deren objektiver Gestaltwerdung steht, sollte zunächst die Offenheit dafür bewahren, dass dieser Konflikt eine *Phase* des eigenen Berufungsweges darstellt. Menschliches Leben verläuft über Umwege, und es ist nüchtern mit Ungleichzeitigkeiten zwischen Einsicht und Gegebenheiten zu rechnen – in beiden Richtungen. Möglicherweise verlangen objektive Gegebenheiten (etwa die Abweisung durch eine Ordensgemeinschaft) nach einer Einsicht, wie sie erst im Laufe der Zeit möglich ist. Es kann aber auch geschehen, dass ein Mensch eine gute Richtung seiner Berufungsgeschichte erkennt, die sich nicht sogleich einschlagen lässt. Hier bedarf es einiger Geduld und Offenheit für Veränderungsprozesse. Gerade dies gilt auch für die Seite der entsprechenden kirchlichen Institution: Sie muss bereit sein für sich wandelnde Perspektiven, etwa einen Reifungsprozess eines früher abgewiesenen Kandidaten oder eine alternative Einschätzung konkreter Gegebenheiten.

So ist von allen Beteiligten gefordert, Konflikterfahrungen abzuhorchen auf positive Impulse, auf angezeigte neue Wegrichtungen. Nicht zuletzt ist die Bereitschaft für Umkehrprozesse gefordert. Einseitige Schuldzuweisungen dispensieren zu schnell von eigenen Lernprozessen.

Die Offenheit auf eine Zukunft der Berufungsgeschichte jenseits eines Konfliktes verlangt von Menschen ein Vertrauen, wie es in Ps 18 Ausdruck gefunden hat. Gegen den Augenschein, dass der Weg sich verengt, ist der Glaube wachzuhalten, der auf Gottes größere Möglichkeiten setzt: „Du führst mich hinaus ins Weite“. Nicht als müsse jede bittere Erfahrung als Fügung Gottes angesehen werden. Es mag Situationen geben, in denen der Konflikt selbst nicht als dem Willen Gottes entsprechend bejaht werden kann. Dass aber Gott durch den Konflikt hindurch ins Weite führt, das muss lebendige Hoffnung sein, wenn der Weg nicht in Bitterkeit und Resignation münden soll (beides Gemütszustände, die nicht vom Geist inspiriert sind).

Ein konflikthafte Ausbalancieren von subjektiver und objektiver Dimension der Berufung führt unausweichlich in die Notwendigkeit des „Sentire

cum Ecclesia“. Bei der objektiven Dimension der Berufung geht es nun einmal auch um das Sich-Hineinstellen in die konkrete Kirche. Eine Berufungsgeschichte ist nicht Entrückung in das Reich Gottes, sondern Leben inmitten der irdischen Realitäten. Das muss eine noch jüngere Schwester in einem überalterten Konvent akzeptieren, das müssen die Mitglieder einer Ordensgemeinschaft in einem Land, wo die Rahmenbedingungen bestimmte Formen christlichen Engagements unmöglich machen, erfahren. Wer eine Berufung leben will, lässt sich auf die konkrete Kirche in der gegebenen Lebenswelt ein, lässt sich somit auf eine Situation ein, in der manches (noch) nicht möglich ist, was prinzipiell vorstellbar und wünschbar wäre. Jede Berufung führt in eine konkrete Gestalt von Kirche ein, die zu bejahen und mitzutragen ist, selbst wenn damit nicht alles in dieser Kirche Vorfindliche gutgeheißen und gerechtfertigt wird. Hier vor allem sehe ich heute Anforderungen für junge Menschen, die sich auf einen kirchlichen Beruf einlassen wollen: für Priesteramtskandidaten, die sich auf eine schwierige kirchliche Situation gefasst machen müssen, ebenso wie für Laien, die auf die eine oder andere Weise damit leben müssen, dass sie nicht die Rahmenbedingungen vorfinden, die es ihnen ermöglichen würden, den von ihnen eigentlich angestrebten Dienst auszuüben. Dabei ist es Recht und Pflicht eines jeden Gliedes der Kirche, ggf. auf Veränderungen der Situation hinzuwirken, dies jedoch nicht von einem außerhalb liegenden Standpunkt aus, sondern auf einem je konkreten, gelebten Nachfolgeweg.

Eine letzte Überlegung noch könnte in dieser Situation eine Hilfe sein. So wichtig die konkrete Gestalt der Berufung für den eigenen Lebensweg ist: sie gehört in den Bereich des Vorläufigen. In jeder Berufung geht es letztlich um einen Dienst am Reich Gottes – darum geht es, auch in defizitären und konfliktträchtigen Formen.